

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 12 (1908)

**Artikel:** Die unverzeihliche Sünde  
**Autor:** Fawcett, Edgar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572245>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

witzige Claire, die ganz gut wußte, daß Fräulein Vilette nichts vertragen konnte. Die drohte ihrem losen Nichtchen, diesem „Nichtschen“, wie sie sie scherhaft nannte, nur mit dem Finger und mahnte zum Aufbruch.

Der Weg nach Duchi wurde im regelrechten Laufschritt zurückgelegt.

„Kinder, Kinder, nehmt mich doch auch mit!“

Schon von weitem erfanden sie das kleine Motorboot an seinen flatternden Fähnchen, und alsbald schaukelte die ausgelassene Gesellschaft auf den vom Abendwind gekräuselten Wellen. Stimmungsvoll lag die Landschaft vor ihnen. Die Mücken tanzten über dem Spiegel und prophezeiten Regen. Die Grillen zirpten am nahen Ufer; dazwischen spielte ein phlegmatischer Frosch den Brummbaß. Eine schillernde Libelle, die sich verspätet zu haben schien, umkreiste das Boot. Fische sprangen wie toll über die Wasseroberfläche, um die letzten Sonnenstrahlen in ihren silbernen Schuppen zu fangen. Von weitem sah es aus, als ob ein steinreicher Prog fortwährend Fünflivres über das Wasser springen ließe. Zwei-, dreimal glitten sie an der Spiegeloberfläche ab, um dann müde in die Tiefe zu sinken. Drunter aber sammelte sie ein trauerndes Niglein und füllte damit schwere, meergrüne Kisten. Und erst wenn diese bis an den Deckel voll sein werden — das geht wohl an die hundert Jahre — dann wird sich das Niglein ans Ufer setzen und auf ein Menschenkind warten, auf einen armen Fischerknaben, der, geblendet vom vielen Silber, seinen häßlichen Fischschwanz nicht mehr sieht und es zur Frau begehrts. Und dann ist es erlöst aus der Gewalt des greisen Wassergeistes und wird eine menschliche Seele bekommen und mit den Menschen weinen und lachen ...“

So träumte Beate mit offenen Augen und lächelte vor sich hin über das dumme Niglein, das sich nach einem menschlichen Herzen sehnte ... Aber sie wagte nicht, das artige Märlein, das sie eben erfunden, den andern zu erzählen. Die waren auch still geworden und bekamen sentimental Anwandlungen. Um das Schifflein, das so kühn durch die

Wellen schnitt, wob sich eine unsichtbare Atmosphäre, gebräut aus der Blume des Maitranks, aus dem Duft des weißen Linnens der frischen Sommerblüten, aus dem heißen Atem junger, liebesdurstiger Seelen ... Die feurige Kugel versank hinter den hohen Bettterassen und dem eifigen Glockenturm der altersgrauen Abbaye Saint Sulpice. In wenigen Minuten lag die Landzunge schwarz und tot im See draußen und gleich einem verlassenen Wrack, das ziellos im Meere treibt.

Die zunehmende Dunkelheit brachte neues Leben in die abendlichen Schwärmer. Die mitgebrachten Lampions wurden angezündet und an Stangen befestigt, und die Lichter begannen alsbald ihren leichten Tanz auf den Wellen — „über den Wellen...“ Die der Sonnenwärme entkleidete Nachtlust machte sich fühlbar, und man setzte sich enger zusammen. Die Geschöpfe waren dem Lichte abgewandt und kaum mehr erkennbar. Ein junges Mädchen zitierte den Vers: „Sprich — und ich bin dein Mitmensch, sing — und wir sind Brüder und Schwestern!“

Das war ein glücklicher Gedanke: als Schwestern und Brüder wollte man sich fühlen! Tante Vilette wurde nach ihrem Lieblingslied gefragt. Die Gute zerstummelte beinahe vor Empfindung; sie dachte vergangener Zeiten, die sie sich im Laufe der Jahre als „einmal gewesen“ eingebildet, die aber in Wahrheit niemals wirklich bestanden hatten. Vilette war stets häßlich gewesen. Und so beging sie die Unvorsichtigkeit, den Refrain eines alten Jägerliedes aus ihrer Heimat anzugeben.

„Und dennoch hat mein armes Herz die Liebe auch gespürt ...“ Das klang beinahe schüchtern.

Die Studenten traten sich auf die Füße, die Mädchen verschlossen das Kichern. Das Lied war ziemlich bekannt, und so intonierte Rudi mit seinem hellen Tenor, der in dieser Atmosphäre einen lyrischen Schmelz bekommen zu haben schien. Und die Bursche sahen jeweils bei der betreffenden Stelle ihren Mädchen lächelnd ins Auge, und zitternde Hände berührten sich leicht, und wie ein elektrischer Wechselstrom floß die Liebe hinüber und herüber.

(Fortsetzung folgt).

## Die unverzeihliche Sünde.

Nachdruck verboten.

Von Edgar Fawcett. — Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanisch-Englischen von Albertine Weith-Spörri, Winterthur.

II.

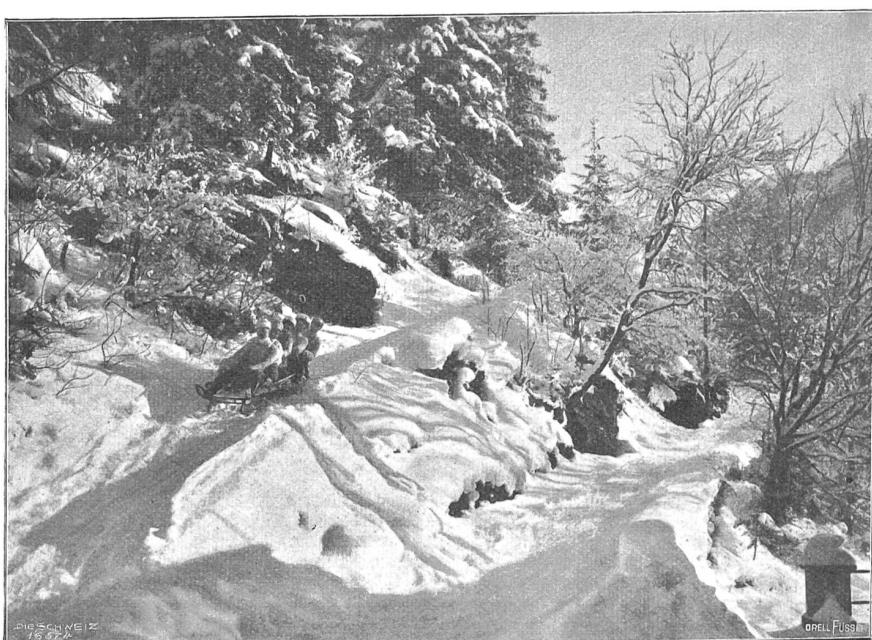
„So ist es Ihnen also wirklich gelungen, ihn in einer hübschen Wohnung in der Nähe des Kensington Square unterzubringen, Roland!“ sagte eines Nachmittags eine gewisse Dame. Sie saß in ihrem reizenden Hause an einem der hohen Fenster, die freien Ausblick auf den Hyde Park gewährten, und reichte eben Lord Roland eine Tasse Tee.

„Er ist schrecklich frank,“ war die Antwort; „er ist sich dessen jedoch nicht bewußt.“

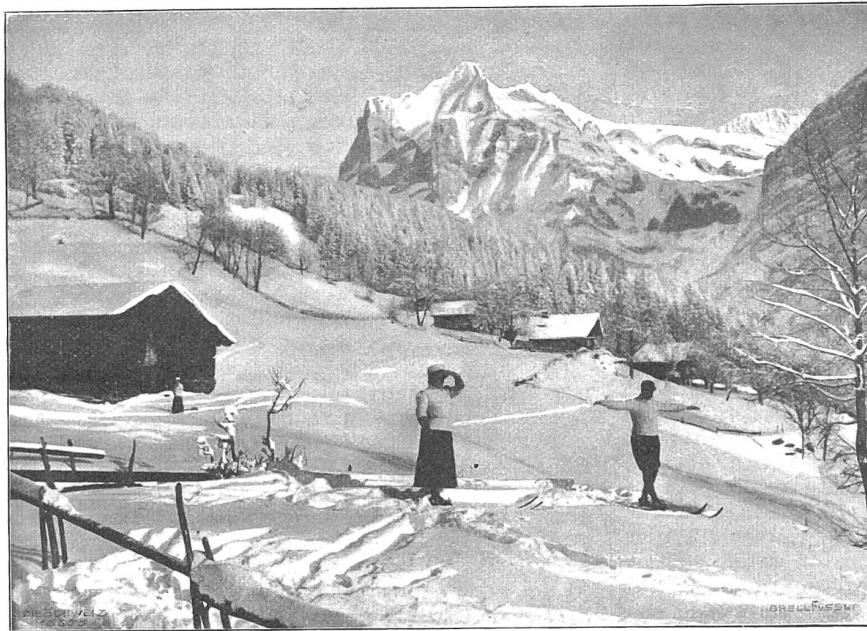
„Sie wollen wohl damit sagen,“ erwiderte Lady Millicent Meade, „der arme Mann könne nicht mehr so weit denken, daß sein Ende so nahe bevorstehe?“

„Er hat es beinahe aufgegeben,“ überhaupt noch an irgend etwas zu denken!“ Der Gast hielt inne, fuhr dann aber zögernd fort, indem er seinen Worten ernstes Nachdruck verlieh: „Mit Ausnahme von einem Ding ...“

„Was ist es?“ Lady Millicent beugte sich vor, als wäre die Antwort ein Ball, den aufzufangen sie bestrebt sei.



Winterfreude (Motiv bei Grindelwald). — Phot. A. Krenn, Zürich.



Winterbild aus dem Grindelwaldtal; im Hintergrund das Wetterhorn (Phot. A. Krenn, Bürkli).

„O, ein Manuskript . . . ein Paket, wie er es manchmal nennt! Dann schwindet sein Bewußtsein wieder, und wenn ich ihn bitte, sich näher zu erklären, bekomme ich als Antwort nur unverständliches Gemurmel.“

„Sie haben doch alle seine Sachen vom Tizroy Square weggenommen oder ist irgend etwas zurückgeblieben?“

„Nichts.“

„Das ist recht . . . sehr recht!“ erwiderte sie in ihrer bestimmten Art. „Wenn er wieder zu sich kommen sollte, und wäre es auch nur für ein oder zwei Tage, können Sie ihm den leitesten Kummer, als sei etwas verloren gegangen, ersparen. Wahrscheinlich enthält das Manuskript eine neue Reihe von Gedichten, und diese könnten vielleicht außerordentlich sein sein, noch viel feiner als jene prächtigen ‚Stimmen und Visionen‘, die unbedingt nochmals veröffentlicht werden müssen. Er fragt noch immer nicht nach seiner blinden Nichte?“

„Nein.“

Lady Milicent senkte die Augen und stieß einen langen, leisen Seufzer aus, den ihr Beobachter so genau kannte.

„Geraude zwölf Jahre alt ist sie also, jo sagten Sie doch, nicht wahr? Und hübsch, durch ihre Blindheit nicht entstellt, ihre Augen bläulich grau . . . Diejenigen meiner Sibylle hatten eine eigenümliche Färbung, die ins Rötlingsgrau spielete. Ich muß einmal nach dem Towerly Institut gehen und das Kind sehen . . . Ich muß wirklich!“ Nun erhob sie den Blick, in dem der alte Schmerz lag, der alte feuchte Schimmer. „In früheren Tagen pflegte ich ja oft dorthin zu gehen, dieses Haus war das Ziel meiner täglichen Spaziergänge. Ich wünschte so sehr eine zweite Sibylle, das Abbild meines dahingehenden Lieblings zu finden. Ich fand sie jedoch nie; ich begegnete dort nie einem blinden Mädchen, das ihr nur an nähernd geglückt hätte. Sie erinnern sich doch noch an all dies? Ist es indessen nicht sonderbar? Sibylle wäre dieses Jahr gerade auch zwölf Jahre alt geworden!“

Doch in dem Augenblick, während Lord Roland Vivian in heimlichem Ärger sich auf die Lippen biß, trat eine Gruppe neuer Gäste ins Zimmer, und unter diesen befand sich Mr. Chadwick Lowndes M. P., im Parlament der heftigste Gegner des Herrn, der schon vorher Lady Milicents Gastfreundschaft genossen, wiewohl sie einander ancheinend als zutrauliche Bekannte begegneten, sobald sie sich außerhalb der Kammer trafen. Natürlich wurde durch diese neuen Ankömmlinge dem intimen Gespräch zwischen Lord Roland und der Dame, die er heiß und innig liebte, ein jähes Ende bereitet.

Während einer Reihe von Jahren war die vornehme Londoner Welt stets in größter Spannung, welchen von beiden dieser ergebenen und eifriger Hofmacher Lady Milicent Meade

wohl heiraten werde. Würde es wohl Lord Roland sein, der Bruder des Marquis von Guernsey, oder Mister Chadwick Lowndes, der mutmaßliche Erbe des alten Grafen von Sark? Jeder von ihnen stand in einflußreicher Stellung und hatte sich einen Ruf erworben, und noch größere und reichere Ehren standen beiden in Zukunft bevor. Lowndes würde eines Tages außergewöhnlich reich sein, und Lord Roland hatte bereits ein ansehnliches Erbe angetreten.

„Jeder hat seinen besondern Tag in der Woche,“ lächelte Rumor, „um seine Huldigungen darzubringen, und dies wird pünktlich eingehalten!“

Mochte nun auch dieser drolligen Art, dies Verhältnis zu beleuchten, ein Körnchen Wahrheit zugrunde liegen, so mußte doch Lady Milicent, die beiden Verehrern gegenüber in der ablehnenden Haltung verharrete, diese unermüdlichen Anstrengungen schließlich als lästig und eintönig empfinden. Sie war — darin stimmt die allgemeine Kritik überein — eine derjenigen Frauen,

die nichtsdestoweniger denjenigen geheiratet haben würde, der ihr gefallen hätte. Ohne gerade eine „Schönheit“ zu sein, war sie außerordentlich hübsch, und ohne eine Idealgestalt zu besitzen, verstand sie die Kunst sich sehr geschickt voll zu kleiden, sodass ihr Teint und ihre Linien stets in vorteilhaftes Licht gerückt wurden. Obwohl außerordentlich gebildet, war sie weit davon entfernt, nach außen mit ihrem Wissen zu prunken. Sie hatte Witz und iehnelle Auffassungsgabe in gleichem Maße wie eine angeborene Würde; doch all diese Züge wurden durch eine liebenswürdige Einfachheit verkleidet.

Ihr Vater, der verstorbene Lord Larremore, war ein sehr geschäftiger Schulmann und Philanthrop gewesen; von ihr wurde jedoch erzählt, daß damals, da sie als ganz junges Mädchen den zwanzig Jahre ältern Egerion Meade, den Millionär und Bankier, heiratete, Stolz die leitende Triebfeder ihres Lebens und Besnehmens gewesen sei. Ohne Zweifel hatte sie ihren Gatten, der kaum zwölf Monate nach ihrer Hochzeit starb, nicht geliebt; dagegen begte sie für ihr kleines blindes Mädchen, Sibylle, eine leidenschaftliche Liebe, und sein früher Tod, da es kaum sprechen gelernt hatte, riß schmerzliche, kaum heilbare Wunden in die Seele der Mutter. Eine schwere Krankheit war die Folge des Kummers, und nachher wurden längere Aufenthalte in Italien und Griechenland wie in den wildromantischen Gegenden des Engadins und Tirols gemacht. Als sie nach den Salons und Speisezimmern Londons zurückkehrte, da setzte sie viele Bungen in Bewegung. Der Kummer hatte ihr ganzes Wesen vergeistigt und ihren Nebenmenschen zugänglicher gemacht; mit vollen Händen teilte sie aus ihrer wohlgefüllten Kasse Liebesgaben aus, und hauptsächlich waren es Almoe und Alstalten für Blinde, die von ihr bedacht wurden. Wir haben ja schon gehört, mit welchem Eifer und mit welcher Beharrlichkeit sie jene besondern Nachforschungen betrieb.

Heute wurden gewisse Leute von ihrer aristokratischen Zurückhaltung unangenehm berührt, morgen freuten sich andere über ihre demokratischen Gefinnungen; in Wahrheit empfing sie in ihrem Hause die vornehme Welt, zu der sie naturgemäß gehörte, und nach diesen die Leute aus andern Kreisen der Gesellschaft, die ihre besondere Beachtung und Bewunderung erregt hatten. Gern hätte sie Blantyre ihre Türen geöffnet, da sie seine Gedichte sehr schätzte, liebte und auch oft las. Wahrhaft seine Dichtungen waren ihr eine Quelle beständiger Freuden, und keine Moderichtung konnte sie darin irre machen. Ihre Freunde wunderten sich immer, wie sie neben all den gesellschaftlichen Verpflichtungen noch Zeit finden konnte für ihre geliebten Bücher. Die Fähigkeit jedoch, sich ernster Lektüre zu widmen, hatte sie ohne Zweifel von ihrem Vater geerbt, von dem sie, wie sie manchmal sagte, die Kunst gelernt hatte, gebüldig zu lesen,

wobei sie sich das Wesentliche scharf einprägte und das Unwesentliche weise zu vergessen verstand.

Seit langer Zeit hatte es sich Lord Roland zur Gewohnheit gemacht, ihr Bücher zu bringen, von denen er dachte, daß sie interessieren würden. Voll Enthusiasmus für "Stimmen und Visionen" war er zu ihr gekommen, und nachdem er das Buch in ihre Hand gelegt, erfüllte ihn ihr Entzücken über seinen hohen Wert mit wahrem Triumph.

Chadwick Lowndes, sein unzweifelhafter Rivale, kannte Lady Milicent kaum auf die Weise gefallen. Seine Liebhabereien waren trotz seiner hohen geistigen Gaben selten auch die ihrigen; andererseits teilte sie in vertraulichster Weise so oft diejenigen von Lord Roland, daß Lowndes recht heftige Anwandlungen der Eifersucht durchzukämpfen hatte. Für die Verse von Lord Roland hatte sie sich sehr interessiert, wenn auch mit ausdrücklichem Vorbehalt. Er war sich dessen wohl bewußt, und während es ihm schien, als öffne sich ihm der Himmel, wenn sie eine Seite lobend hervorhob, so schloß er sich ihm wieder, wenn sie ihre Lippen zu launenpreize und durch leichtes Kopfschütteln ihre Missbilligung über eine andere andeutete.

Lord Roland hatte den größten Teil dieses Bandes vor langen Jahren noch während seiner Studienzeit verfaßt. Seitdem hatte er Zeit gefunden, einen zweiten vorzubereiten, den ihr zu zeigen er sich sehnte; ein unüberwindliches inneres Widerstreben hatte ihn jedoch bis dahin davon abgehalten. Bald war es Bescheidenheit, bald Furcht, was ihn daran hinderte, sich ihrer Kritik zu unterwerfen. Er war indessen überzeugt, daß sein neuestes Werk, falls sie sich dafür erwärmen und begeistern könnte, sehr zu seinen Gunsten in die Wagschale fallen würde; er wäre dann imstande, Lowndes gegenüber einen erheblichen Vorsprung zu gewinnen. Vielleicht liebte sie überhaupt keinen Mann und hatte der herbe Schmerz über das verlorene Mutterglück jede Fähigkeit zur Leidenschaft des Weibes in ihr ausgebrannt. Immerhin, konnte es denn nicht möglich sein, daß in irgend einem geheimen Winkel ihres Herzens ein Altar dem Gott der Dichtkunst geweiht war? Und könnte nicht eine Gabe, die auf diesen niedergelegt würde und die es wert wäre, dargebracht zu werden, den harten Marmor bearbeiten?

"Hätten Sie es gern gesehen, wenn dies Buch mein Werk gewesen wäre?" hatte Lord Roland damals sie gefragt, als sie ihm sagte, wie sehr Blantyres "Stimmen und Visionen" sie entzückt und ihr ganzes Sinnen und Denken gefangen genommen habe.

Sprachlos sah sie ihn einige Augenblicke an; dann erwiederte sie: "Sieber wäre es mir, denken zu können, Sie seien der Autor dieses Buches, als die Gewißheit zu haben, daß Sie eines Tages den Titel eines ersten Ministers tragen werden!"

Und wie diese Worte in seiner Seele haften blieben!

Im Laufe der dritten Woche des Monats Juni überraschte Lord Roland Lady Milicent mit der unvermittelten Anzeige, daß Luke Blantyre gestorben sei. Eine jähre Blässe bedeckte ihr feines Gesicht.

"Und ich wäre so gerne zu ihm hingegangen, sobald er sich nur ein wenig besser gefühlt hätte!"

"Er ist nie mehr ganz zum Bewußtsein gekommen von dem Augenblick an, da er am Fitzroy Square von der Ohnmacht befallen wurde."

"Und so ist er verschieden in vollständiger Bewußtlosigkeit?" seufzte Lady Milicent.

"Beinahe; es geschah letzte Nacht. Man hatte mich rufen lassen, wie ich gewünscht, da sich die Anzeichen einer nahen Auflösung eingestellt hatten. Es war dies um acht Uhr. Ich kam eben vom Mittagessen bei Verefers . . ."

"Ganz richtig, Sie waren ja auch da!"

"Ebenso Lowndes," fuhr er fort, indem er jedem Worte einen

verbitterten Nachdruck gab. "Er saß neben Ihnen und nahm Sie vollständig in Beichlag."

"O, keineswegs!"

"Ich wollte nicht zudringlich sein," bemerkte er mit trübem Lächeln. "Es weht ein ungefunder Wind . . . . Das ist es, was ich dachte. Der selbstherrliche Lowndes mit seinen großartigen Manieren und seiner Nase, die . . . ."

"Was sagten Sie vorhin?"

"Es weht oder vielmehr es habe ein ungefunder Wind geweht, der mich hilflos von den Verekers hinaustrieb, direkt nach der Davies-Straße in meine Jungfernwohnung, ohne daß ich im Vorübergehen einen Blick in meinen Klub getan hatte; ich ging heim, um zu rauchen und zu brüten."

"Und da fanden Sie die Botschaft von Blantyres Krankenpflegerin?"

"Ja, und ich begab mich so rasch dorthin, als es mit einem extra bezahlten Wagen möglich war. Es schien mir, als flackere in seinem gläsigem Blick ein Erkennen auf und als komme von seinen fahlen Lippen ein Laut, der wie mein Name klang. Ich nahm dann seine Hand in die meine; der eisige kalte Schweiß, der sie bedeckte, ließ mich erschauern. Er murmelte noch mehr, und aus den abgebrochenen Worten konnte ich erkennen, daß er an das andere Manuskript denke . . . . an das unveröffentlichte, wenn ein solches wirklich existiert . . . ."

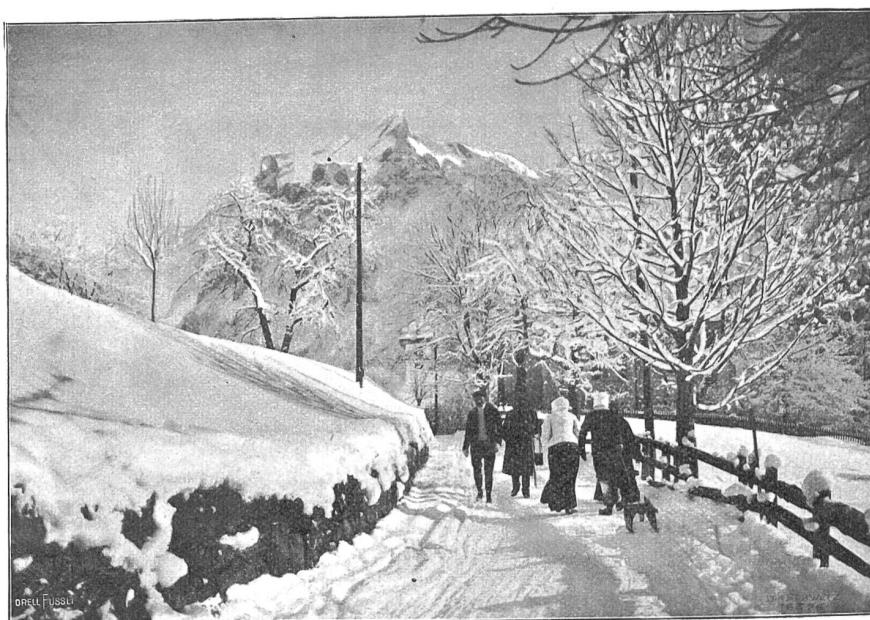
"Wirklich existiert? Hat er Ihnen denn nie klar und deutlich davon erzählt?"

"Niemals. In all unsern Gesprächen vor seiner Erkrankung hat er nie mit einer Silbe erwähnt, daß er neue Verse geschrieben. Erst später, als er schon das klare Bewußtsein verloren, kam er darauf zu reden, und zwar ganz unbestimmt . . . ."

"Ach ja, ich erinnere mich. Und sein Tod?"

"Der trat zuletzt ganz plötzlich ein. Ich hatte eben meine Hand zurückgezogen, indem ich glaubte, er sei eingeschlummert, was ja etliche Stunden hätte dauern können. Auf einmal hörte sein Atem auf, ein leiser, kurzer Seufzer zeigte das Ende an . . . ."

Am gleichen Abend saß Chadwick Lowndes neben Lady Milicent im Covent-Garden Theater, dessen Zuschauerräume und namentlich die oberen Reihen der Logen mit Juwelen geschmückten Damen und äußerst sorgfältig gekleideten Herren dicht besetzt waren. Wenn je er oder Lord Roland Vivian ihre Loge betrat, brachten die andern Unwesenden ihnen unbewußte Ehrengeste entgegen, und ohne weiteres wurde ihnen der Ehrenplatz an Lady Milicents Seite überlassen. So war es auch der Fall an diesem Abend, und trotz der berühmten Sänger und Künstler, trotz der wunderschönen Musik sprach Chadwick Lowndes unaufhörlich auf die Frau ein, die er liebte. Immerhin geschah dies mit allem Takt.



Dorfstraße in Grindelwald (Phot. A. Krenn, Bürle).

Er wußte seine Stimme solcherweise zu dämpfen aus Achtung für die umgebenden Zuhörer, daß sie nicht in ihrem Kunstgenuss gestört würden, die Stimme, die von seinen politischen Anhängern als ein so mächtiges, volles und angenehmes Organ geprägt wurde.

"Es hat zu lange gedauert," sagte er; "ich muß Sie inständig um eine Entscheidung bitten! Wollen Sie, dann sagen Sie es mir, bitte, mit der Redlichkeit, die ich so dringend wünsche; wollen Sie dagegen nicht . . ." Er hielt plötzlich inne; die bestirkenen Töne eines berühmten Tenors, eines gottbegnadeten Künstlers, wie ihn zu hören uns Sterblichen nur selten vergönnt ist, klangen durch die Räume und füllten die Pause aus, die Lovendes in seinem Redeschluß hatte eintreten lassen.

Hinter dem erhobenen Fächer flüsterte Lady Milicent: "Das ist eine Entweibung! Selbst wenn uns niemand plaudern hört, so ist es dennoch für uns selbst eine Entweibung!"

"Durchaus nicht! De Recke spricht auf seine Weise: Ich liebe Sie! Und ich tue dasselbe nur auf meine Weise!"

"Dies ist aber nicht der geeignete Augenblick dafür!"

"Sie geben mir ja nie eine andere Gelegenheit! Heute,

als ich Sie zum Mittagessen bei Borek abholte und dann an Ihrer Seite Platz nahm, hoffte ich, daß Sie mir endlich einmal Ihr Ohr leihen würden. Es war auch der Fall; doch gehörte mir nur das eine, das andere gaben Sie dem belgischen Gefändten, und dieser wünscht doch nicht, Sie zu heiraten; er hat ja bereits Frau und Kinder! Doch, Sie seien gelangweilt aus, wie mir scheint. Wenn ich Sie heute nacht verlassen muß ohne ein bestimmtes Ja, dann sind wir am Ende angelangt!"

"So drohen Sie also?"

"Nein, ich flehe Sie an."

"Aber Sie sagten ja, Sie seien am Ende?"

"So meinte ich es auch."

"Dann . . ." Sie erhob die Borgnette und richtete sie direkt auf die Bühne. Er rückte näher und beugte sich über sie, um die Worte aufzufangen, die leise von den kaum sich bewegenden Lippen kamen: "Nun, dann sind Sie eben am Ende angelangt!"

Er sagte nichts; während jedoch der Vorhang beim Aktschluß fiel, verließ er mit leichter Verbeugung die Loge.

(Fortsetzung folgt).

## Wenn die Lawine droht.

Gedichte von Gottfried Straßer, Grindelwald.

### Lawinengefähr.

Jetzt lauern die Lawinen überall  
Und glohen mit gierigen Blicken  
Hinab in die Täler, zum Himmel hinauf,  
Ob die Sonne nicht bald möge schicken  
Das Zeichen zur schmetternden Niederfahrt —  
O betet und flehet, daß Gott uns bewahrt!

Jetzt lauern die Lawinen überall,  
Die riesigen Leiber gebogen  
Zum Sprung, und noch immer kommt neue Wucht  
Für sie aus den Wolken geflogen!  
Das drohende Unheil sich tausendfach schart —  
O betet und flehet, daß Gott uns bewahrt!

Jetzt lauern die Lawinen überall:  
Wie wird das, wie wird das noch werden?  
Was wird aus den Hänschen, den Menschen darin?  
Was wird aus den Ställen und Herden?  
Es kostet manch Leben so ruhig wie zart —  
O betet und flehet, daß Gott uns bewahrt!

Jetzt lauern die Lawinen überall:  
Ob Leben und Gut sie auch rauben,  
Sie dürfen dem Bergvolk verschütten doch nicht  
Zum Höchsten den mutigen Glauben,  
Den Glauben von unverwüstlicher Art —  
O betet und flehet, daß Gott ihn bewahrt!

### Der Bergarzt.

Ich kenne einen, der steigt jetzt, sieht,  
Tagtäglich über den stotzigen Hang,  
Wo droben die Lawi bald niedergeht,  
Und heuer mit doppelter Wucht und Wut;  
Der strenge Winter reizte sie gut —  
Ist ihm nicht bang?

Er schreitet behutsam, er weiß die Gefahr; Denn droben fiebert die Wöchnerin,  
Kein Zoll an ihm ist Vermessenheit. Im Steindachhäuschen, hoch über der Fluß.  
Sein blühendes Weib, der Kinder Schar Kein anderer Zugang. O hoher Sinn!  
Daheim, sie sind ihm das Liebste der Welt! O tapferer Arzt! „Ah, nur meine Pflicht!“  
Er hat sein Schicksal auf Gott gestellt — Sagt er und pfeift und erfüllt sie schlicht —  
Er ist bereit — Und ich und du?

### Lawinentag.

Föhnlwolken hüllen schwelend ein  
Die Firnen und den Himmel —  
Ulm Mettenberg, am Wetterhorn,  
Ulm Eiger, Welch Gewimmel  
Von stäubenden Kaskaden,  
Als wollt' sich hent entladen  
Ein jeder Berg der Last  
In einer heißen Hast!

Lawinentag — Befreiungstag!  
Mir ist, als ob die Seele  
Auch werd' entladen Schlag um Schlag  
Von Schneelast: Schuld und Fehle!  
Daf̄ nicht den Sieg behalten  
Der Sünde Frostgewalten,  
Daf̄ Gottes Gnad' erlöst die Welt,  
Wird herrlich heute dargestellt.

Ein Niederbruch den andern löst,  
Es gleiten weite Hänge:  
Das wogt und wuchtet, stemmt und stößt!  
Ein wirbelndes Gedränge  
Durch alle Runsen wettert!  
Das hallt und prallt und schmettert  
Und schüttet sich hochauf  
Zum Wall im letzten Lauf!